

# »Museums-Gedanken und Erfahrungen«

## Vortrag im Karlsruher Altertumsverein, Herbst 1912\*

Es sind jetzt 37 Jahre her, dass mir der schöne Auftrag zuteilwurde, die hier an verschiedenen Orten untergebrachten darum weniger beachteten öffentlichen Sammlungsteile, in dem damals neu hergestellten würdigen Sammlungsgebäude zu einem bedeutenden Museum zu vereinigen. Der großzügige Gedanke verdankte seine Entstehung dem verewigten Großherzog Friedrich I., der den Wert des Vorhandenen wohl erkannte und denselben zu allgemeinen Bildungszwecken dem Publikum näher zu bringen wünschte.

In der Tat ließ damals, wie ziemlich überall, so auch bei uns in höheren und niederen Gesellschaftskreisen das öffentliche Interesse für Inhalt und Bedeutung der vorhandenen Schätze gar viel zu wünschen übrig und die Art der Aufbewahrung war dem entsprechend nicht viel besser. Nur um ein Beispiel auszuführen, so hatte man im Saal der antiken Bronzen in der Großherzoglichen Kunsthalle durch einen prächtigen und wertvollen etruskischen Panzerrücken aus Bronze aus dem 4. Jahrhundert vor Christus ein Loch gestochen und ihn mit einer durchgezogenen Schnur an die freie Wand gehängt! Mancher Dragoner versuchte ihn damals auf seine Haltbarkeit und ein schönes Stück davon war auch schon abgebrochen. Der bekannte Berliner Archäologe Boetticher meinte einst beim Heraustreten aus dem Saal »die Karlsruher haben gar keine Ahnung, welche Schätze sie hier besitzen«. Der damalige Minister, dem ich die Befürchtung nahe legte ich würde im Nebenamt kaum Zeit zur Neuordnung der Sammlung finden, erwiderte mir: »Ich weiß nicht wie sie sich das denken; die Neuordnung wird sie wohl  $\frac{1}{4}$  Jahr in Anspruch nehmen; dann haben sie nichts mehr zu tun; Sie haben ja einen Diener, wenn sie alle 14 Tage nachsehen ob alles in Ordnung ist, so ist das alles was wir von ihnen verlangen«. Die Neuordnung beanspruchte darauf 5 volle

Jahre und nach ihr konnte erst die wirkliche Museumsarbeit beginnen. Später hat das der Minister auch anerkannt. Die hohe 2. Kammer setzte im ersten Budgetjahr die für die Sammlungen angesetzte hohe Summe von 500 Mark auf 200 Mark herunter und selbst der so sinnige und kunstverständige Oberbaurat Berckmüller, der Erbauer des Sammlungsgebäudes, beliebte nur weite Säle mit breitem Mittelgang »in dem man sich spazieren ergehen und sich am Anblick aller der schönen Sachen rechterdings erfreuen könne.« Aber auch ich selbst war mir damals noch der Bedeutung der übernommenen Aufgabe keineswegs genügend bewusst; mich trieb im Ganzen mehr das Künstlerische, als das wissenschaftliche Interesse, eine hübsche und klare Ausstellung lag mir zunächst besonders nahe; weiteres Nachdenken und Wirken wollte ich der Zukunft überlassen. Das alles ist nun seither nicht nur bei uns sondern überall anders geworden, und uns allen ist bekannt, wie das öffentliche Interesse für unsere Altertümer und für Museen entsprechender Art zugenommen hat. Die Wissenschaft wie die Allgemeinheit wissen jetzt viel mehr ihre Bedeutung und ihren Wert zu schätzen. Blicken wir auf unsere eigenen Sammlungen, so mögen einzelne Sonderabteilungen, die der Antiken, der Waffen, des Ethnographischen, außer Betracht bleiben, denn das Nächstliegende sind doch die vaterländischen Altertümer. Von diesen war durch den Konservator Hofmaler von Bayer schon Erhebliches zusammengebracht worden; es beschränkte sich aber mit ganz wenigen Ausnahmen auf die damals in der Kunsthalle niedergelegten Resultate von Ausgrabungen, auf Vorgeschiedliches aus den Pfahlbauten und einigen Grabhügeln, auf Römisches von da und dort und auf Funde aus alemannisch-fränkischen Reihengräberfeldern, vieles in bedenklichem Zustand, weil man damals noch nicht

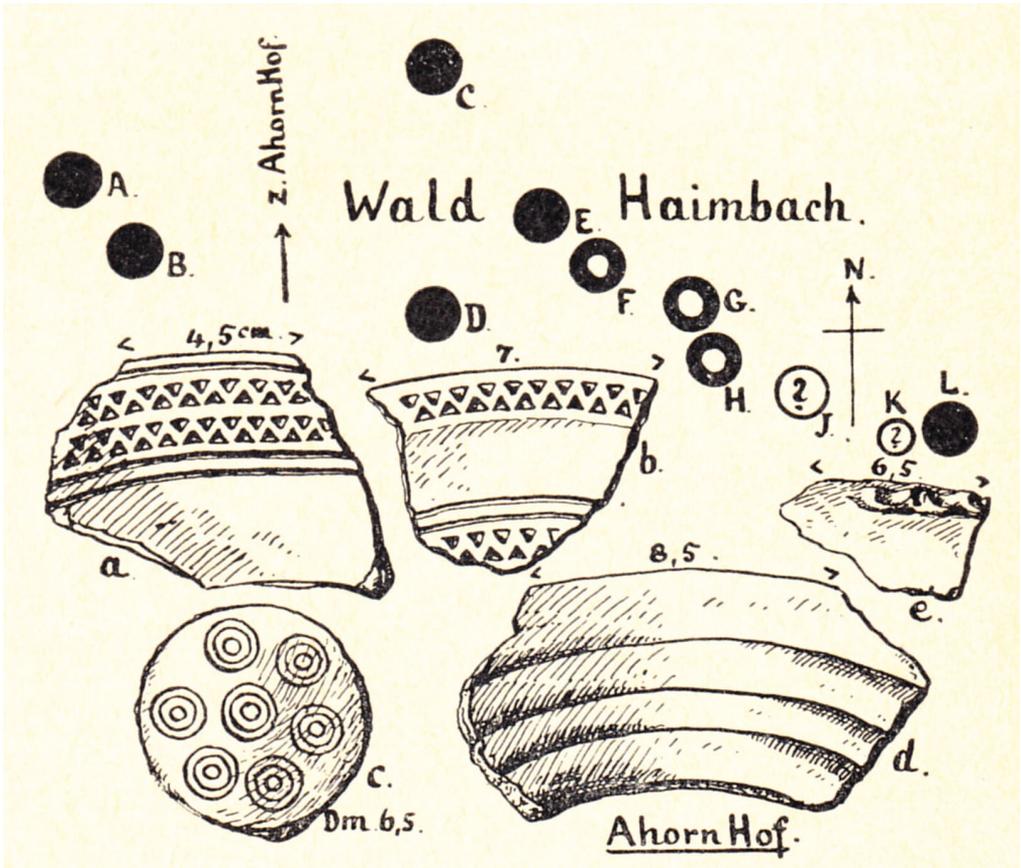
sich auf das Konservieren verstand, Eisen noch nicht vor Zerstörung durch Rost zu schützen, Scherben noch nicht zu Gefäßen zusammensetzen wusste. Hier war das Vorhandene erst in besseren Zustand zu bringen und dann systematisch zu ordnen, wobei mir damals während einiger Tage der erfahrene alte Direktor Lindenschmit von Mainz helfend und belehrend an die Hand ging.

Nun knüpfte sich aber daran rasch die Aufgabe des Ergänzens der Sammlung, zusammen mit der energischeren archäologischen Erforschung des ganzen Landes. Es erschien notwendig landauf und ab Ausgrabungen vorzunehmen und einen immer genaueren Überblick darüber zu gewinnen, nämlich die zu Tage tretenden Formen verschiedener Perioden auf das ganze Land verteilen. Das fiel mir nun allerdings am Anfang nicht ganz leicht. Gleich in den ersten Wochen erhielt ich von einem Arzt die Aufforderung, mit ihm beratend eine Gruppe von Grabhügeln zu untersuchen, die in der Nähe des Ahornhofs bei Boxberg aufgefunden war und ich hatte doch selbst noch nie einen Grabhügel gesehen! Ich suchte zunächst Belehrung in den Sinsheimer Jahresberichten des verdienten Dekans Wilhelmi aus den 30er Jahren, aus denen vor allem hervorging, dass man bei Ausgrabung eines Grabhügels nie einen Querschnitt durch die Mitte machen solle, weil man dadurch an möglicherweise seitlich gelegenen vorüber gehe. Als ich dann an der Stelle ankam, hatten die Herren bereits einen Hügel mit einem solchen Querschnitt ausgegraben. Das war in sofern nützlich, als ich dadurch wenigstens einen belehrenden Schnitt zu sehen bekam und als dann die Mitte weiter untersucht wurde, fanden wir wenigstens zahllose Tonscherben, eine schmutzig und wenig kenntlich, wie die andere (Abb. 1). Ich füllte davon eine Kiste für uns und überließ damals ohne Bedenken eine gute Zahl den Zuschauern, die sich Stücke zur Erinnerung mitzunehmen wünschten. Als darauf in unserem Arbeitsraum die Scherben gewaschen wurden erwiesen sich auf einmal etliche als verziert und es zeigte sich, dass auch manche aneinander passten (Abb. 2). Die weggegebenen Scherben mussten nun als Lehrgeld gelten; von jetzt ab wurde immer alles gefundene mitgenommen; die Scherben wurden nun immer zu Gefäßen zusammengesetzt

und die nötige Erfahrung für solche Arbeiten war gewonnen, wovon der jetzige Stand dieser Sammlungsabteilung genügend Zeugnis gibt. Jetzt freilich bei der außerordentlichen Ausdehnung, die die einschlägigen Forschungen allenthalben gewonnen haben, sind ihnen auch neue Ziele vorgesetzt. Man kümmert sich neuerdings mehr um die Untersuchung der Höhlen, ganzer Wohnplätze verschiedener Perioden, die nicht so ohne weiteres zu Tage liegen, um alte Befestigungen, Ringwälle und dergleichen, um römische Straßen, um römische Kastelle, deren immer mehrere teils gefunden, teils vermutet werden, so z. B. bei Knielingen, wo bis jetzt nur römische Gräber entdeckt worden sind und dergleichen – alles Dinge, die freilich künftig viel Zeit und Geld in Anspruch nehmen werden.

So ergab sich nach und nach in der Großherzoglichen Sammlung ein auch für das größere Publikum anziehendes Bild von den Zuständen im eigenen Lande in ganz frühen, verschollenen Perioden. Aber wenn auch das allgemeine Interesse für diese Dinge nicht so besonders populär erschien, so behält doch gerade diese Abteilung der Sammlung ihre ganz besondere Wichtigkeit. Wo noch keinerlei Schrift von einigen alten Zuständen Auskunft gibt treten die Gegenstände mit ihren eigentümlichen Formen an deren Stelle und spielen nun die Rolle von zuverlässigen Urkunden; Die Sammlung erscheint als ein Landesarchiv von derselben Würdigkeit, nur anderer Art wie unsere späteren Urkunden-Archive, aus denen die eigentliche Geschichte ihre Stoffe holt. So war hier oft jedes kleinste, an sich unscheinbare Stück von Bedeutung und des Bewahrens wert. Fanden sich z. B. an irgend einem Ort einige scheinbare römische Scherben, so ließen sie Schlüsse auf die dortigen römische Besiedelung zu; wollte diese etwa später angezweifelt werden, so mussten die Scherben immer vorhanden sein und als Beweismittel für die Forschung zur Verfügung stehen.

Daraus ergaben sich nun zwei Missstände; einmal nahm die Sammlung ziemlich rasch in bedenklichem Maße zu und verlangte übermäßig viel Raum; andererseits wirkte die Häufung im ganzen doch ziemlich gleichartiger Gegenstände langweilig auf das beschauende Publikum, machte eher abstoßenden als anziehenden Eindruck. Dem abzuhelpen dient



**Abb. 1** Veröffentlichte Aufzeichnung von Wagners erster Ausgrabung 1876 an Grabhügeln im Wald Hainbach beim Ahornhof (Boxberg).

eine Einrichtung, wie sie meines Wissens zum ersten Mal im naturhistorischen Museum in Berlin zur Ausführung kam, nämlich die Teilung des ganzen vorhandenen Vorrats in zwei Abteilungen, eine Schausammlung für das allgemeine Publikum und eine Studiensammlung für wissenschaftliche Interessenten. Die erstere beschränkt sich mit Vorteil auf das Bedeutendste, Anziehendste und sucht es in einer allgemeinen beherrschenden Übersicht über die verschiedenen Altertums-Perioden aufzustellen, wie andere, die an sich allerdings ebenso übersichtlich geordnet sein muss, kann in gedrängterer Weise in verschlossenen Schränken etwa jeweils unter den Schaukästen, so bewahrt werden, dass die betreffenden Gegenstände leicht zur Stelle zu beschaffen sind.

Dass freilich auch hierzu genügend Raum vorhanden sein muss, braucht nicht erst gesagt zu werden, und dass dieser uns nachgerade für eine eines Landes von der Größe Badens würdige Sammlung bedenklich fehlt, sei nur nebenbei bemerkt.

Das Vorgeschiedliche und Römische bildet nun aber doch nur eine Abteilung, für die Empfänglichkeit des größeren Publikums vielleicht nur eine Nebenabteilung, von dem, was als bairische Altertümersammlung im weiteren Sinn erscheinen soll. Mit gleichem oder noch mit größerem Recht verlangen auch die folgenden Perioden des Mittelalters und der späteren Zeit ihre Darstellung, mit welcher bei uns immerhin schon ein annehmbarer Anfang gemacht werden konnte.

Hier ergeben sich unmittelbar zwei Fragen zur Erwägung: Erstens: Was ist ein für die Sammlung geeignetes Altertum? Ohne Zweifel ein Gegenstand, der an sich einen gewissen Wert besitzt und für die betreffende Periode seiner Entstehung oder Benutzung charakteristisch erscheint. Soll man nun damit bis in die Neuzeit vorwärts gehen, etwa auch jetzt schon Neuzeitliches sammeln, von dem Gesichtspunkt ausgehend, dass es vielleicht in der Gegenwart wohlfeiler zu haben sein wird und sich dann in der Zukunft doch auch als einer vergangenen Periode angehörig erweist? Die Entscheidung darüber ist nicht ganz leicht. Schon der Begriff Altertum wird verschieden definiert; Man denkt gerne nur an alles Ausgegrabene frühester Perioden, schließt am Ende auch das Mittelalterliche mit ein, rechnet aber dazu nicht die neuere Zeit. Wird dann diese mit eingezogen, so hätten manche statt des Namens »Altertümersammlung« lieber den Namen »kulturhistorische Sammlung« und da es doch am Ende auf eine solche hinauskommt, so wäre auch diese Bezeichnung annehmbar, und es wird wohl über den Namen nicht weiter zu rechten sein. Immerhin wird man zu beachten haben, dass sich in der Gegenwart in der der sichere historische Blick noch fehlt, selten feststellen lassen wird, was künftig als für die Zeit charakteristischer Gegenstand gelten dürfte. Es wird wohl richtiger sein, eben so weit herabzugehen, als betreffende Stücke beträchtlich außer Gebrauch gekommen sind, eine bestimmte abgeschlossene Periode charakterisieren. So liegen z. B. in unserer Sammlung Lichtputzscheren, die wir Alten in der Jugend noch benutzten, die man aber jetzt nicht mehr kennt, so Schwefelhölzer noch ohne Phosphor, neben denen Stahl und Zunder nötig war, so Kieffedern mit dem zugehörigen Federmesser, die – leider – längst außer Gebrauch gekommen sind. Zweitens: Was ist badisch? Ist es nur im Lande Baden erzeugtes oder benutztes Fabrikat oder nur überhaupt etwas, was sich ständig oder vorübergehend in badischem Besitz befunden hat? Die Entscheidung hierüber gibt manchmal zu denken. Soll aber die Kultur einer Periode im Lande zur Darstellung kommen, so wird des Öfteren nicht zurückzuweisen sein, was, wenn es auch von auswärts kam, doch für das Bild der heimi-

mischen Lebenserscheinung nicht übersehen werden darf.

Soll nun eine Altertümersammlung wirklich zusammengestellte kulturgeschichtliche Bilder der verschiedenen vergangenen Perioden als Realien zu deren Geschichte bieten, so fühlt man sich erdrückt von der Fülle alles dessen, was in Betracht genommen werden kann. Man denkt an geschichtliche und profane Bauten mit ihrem vielfältigen Geräte und Schmuck, an die Werkzeuge und Erzeugnisse der heimischen Industrie, an das Waffenwesen, an das Kostüm, man sähe gerne die innere Gesamteinrichtung von Wohnhäusern, von Stuben, Werkstätten, Küchen. Man hätte gerne die Porträts bedeutenderer Menschen des Landes aus der betr. Periode, ihre Autographen oder sonst für sie Charakteristisches und dergleichen. Außer dem großartigen germanischen Museum in Nürnberg sind hier besonders zwei deutsche Sammlungen vorbildlich, das bayerische Nationalmuseum in München mit seinen die einzelnen Kulturperioden in reicher, wenn auch nicht immer ganz historisch getreu gehaltener Ausstattung darstellenden Schätzen und das Hohenzollernmuseum in Berlin, das insofern besonders anziehend wirkt, als man in demselben die kulturhistorische Entwicklung der Einrichtung und des Schmucks der Wohnung einer und derselben heimischen Familie und zwar der vornehmeren im Lande, durch die verschiedenen Perioden bis ins Einzelne studieren und beschauen kann.

Hier machen sich nun mit Recht die an verschiedenen Orten des Landes schon bestehenden oder in Aussicht genommenen Lokalsammlungen geltend, die ohne Zweifel auch staatliche wohlwollende Berücksichtigung verdienen. Je mehr unsere Sammlungen nicht nur dem wissenschaftlichen Interesse zu dienen, sondern auch gemütlich anzuregen, die Pietät für Leben und Treiben unserer Altvorderen zu fördern beraten sein sollen, desto mehr wird man die Beobachtung machen können, dass solches am Wohnort selbst viel anziehender und eindringlicher auf das Publikum wirkt, als in der Staatssammlung, der man mit Recht oder Unrecht nicht allzu viel gönnt, besonders das nicht, was man lieber am eigenen Ort behält. Gerade intimere Dinge, wie z. B. alte Zimmereinrichtungen und dergleichen lassen sich

am kleineren Ort nicht viel naturgetreuer und vollständiger zusammenstellen, wo noch mehr Einschlägiges vorhanden ist und man gerne da beiträgt, wo das heimische beisammen bleibt.

In diesem Zusammenhang möchte gerne darauf hingewiesen werden, dass wir auch hier in Karlsruhe schon im Besitz einer gar nicht unbedeutenden städtischen Sammlung sind, von der man freilich in der Öffentlichkeit noch nicht allzu viel hört und weiß, weil sie sich vielleicht auch nicht genügend geltend macht. Es ist ein Werk, ihr für das in Aussicht stehende 200jährige Jubiläum der Stadt erweiterte und eindrucksvollere Gestalt zu geben und man darf hoffen, dass ihr zu diesem Vorhaben die Förderung seitens der Einwohnerschaft nicht fehlen wird. Sie wird dann fähig sein zu kräftigerer Entwicklung des pietätvollen historischen Sinns beizutragen, wenn man durch sie vor Augen gestellt bekommt, dass unsere Stadt doch auch schon eine ganz respektable Geschichte besitzt, an der man sich erfreuen und erbauen kann.

Im Allgemeinen freue man sich also über Entstehen und Gedeihen unserer badischen Lokalsammlungen, freilich nur unter der Bedingung, dass sie sich auch wirklich als lebensfähig erweisen, etwa so, dass sie über einen würdigen, einigermaßen brauchbaren Raum verfügen, von einer vertrauenswürdigen, für die Sache interessierten Persönlichkeit geleitet werden und jährlich über eine bestimmte, wenn auch bescheidene Summe im Stadtbudget verfügen können. Fehlen solche Lebenskräfte, so lehrt eine leidige Erfahrung, dass die kleineren Sammlungen gewöhnlich mehr das Vergehen als das Bewahren oft wertvoller Gegenstände fördern. Den Lokalsammlungen gegenüber fällt dann der Staatsammlung die Aufgabe zu, für sich in dem Maß der Ausdehnung, das sie eben erreichen kann, ein wohlgeordnetes, lehrreiches Vorbild zu bieten, mit den andern Landessammlungen gute Beziehungen zu pflegen und ihnen wo nötig mit Rat und Tat zur Hand zu sein. Ganz besondere Bedeutung kommt ihr aber in dem Falle zu, wenn wertvolle Gegenstände im Lande in Gefahr der Verschleuderung oder des Verkaufs in unrechte Hände und nach Auswärts ausgesetzt sind. In solchem Falle erhält sie den Charakter der Rettungsanstalt, deren Aufgabe freilich in der Gegenwart durch das erschreckende Steigen der Preise in der Konkurrenz nach

auswärts, nach Amerika und England, aber auch nach Berlin, außerordentlich erschwert wird. Hier möchte man manchmal wünschen, dass bei uns wie da und dort anderwärts, reiche Mäzene oder Vereinigungen (so z. B. in Stuttgart) sich zeigten, die auf diesem bedeutsamen Gebiete mit ihren Mitteln auszuhelfen bereit wären – Manchmal wird man sich mit Vorteil auch damit helfen können und tut es auch, dass wenigstens gute Nachbildungen von Gegenständen beschafft werden, die eine wichtige Lücke auszufüllen geeignet sind, während man im Übrigen dem Grundsatz huldigt, dass die Originale, z. B. kirchliche Gegenstände in den Kirchen, für die sie gefertigt sind, immer am besten an dem Orte bleiben, an den sie ursprünglich gehören. So wäre z. B. für unsere Staatssammlung von nicht zu unterschätzendem Interesse, eine Sammlung von Abgüssen badischer Grabdenkmale der verschiedenen Perioden zu besitzen, an denen neben Kostüm, Wappen und Bewaffnung die Wandlungen des Kunststils sich trefflich studieren ließen. Als immer schätzenswerter erweist sich auch ein an die Staatssammlung angegliedertes Bilderarchiv, das jetzt schon über fast 9000 Blatt verfügt und Gelegenheit bietet, auch das, was nicht unmittelbar vorhanden ist, sowie Ansichten von vaterländischen Bauwerken, Denkmalen und Einzelgegenständen kennen zu lernen und zu studieren. Betrachtet man noch von einem andern Gesichtspunkt den Charakter der Gegenstände, die in einer öffentlichen Sammlung gewöhnlich gesucht werden, so sollen ja wohl Beispiele aus dem gewöhnlichen Leben, wie die Lichtputzschere und Schwefelhölzer nicht fehlen; man hat es aber immer mit Vorliebe auf wertvolle Gegenstände abgesehen, und fragen wir nach deren Besonderheit, so kommt doch immer mehr oder weniger das Erzeugnis der jeweiligen Kunst, oder, von ihr abgeleitet, des Kunsthandwerkes in Betracht. Das feinste, was ein Zeitalter produziert, ist doch immer das Werk der Kunst. In ihr offenbart sich für den tieferen Blick vorzüglich das Ideal, das innere Leben und die Gesinnung einer bestimmten

**Abb. 2** Hallstattzeitliche Keramik aus Wagners erster Grabhügelausgrabung im Wald Hainbach beim Ahornhof (Boxberg) (BLM Inv.-Nr. C 2794).

Zeit mit ihrem Geschmack und ihren geistigen Strebungen, und die wertvollsten Stücke einer Altertümersammlung werden doch immer die von der jeweiligen Kunst ausgehenden sein.

Hier haben sich in der neueren Zeit eigentümliche Konflikte ausgebildet. Wie hat sich eine Altertümersammlung den Kunstsammlungen im engeren Sinn und noch mehr den modernen Kunstgewerbemuseen gegenüber zu verhalten? Unsere Kunstsammlungen beschränken sich im Allgemeinen auf die Erzeugnisse der bildenden Künste, auf Malerei und Plastik; sollen diese von der Altertümersammlung ausgeschlossen sein? Unsere Altertümersammlung besitzt derartige Kunstwerke. Sie entstammen allerdings dem eigenen Lande, wenn sie auch zum Teil von auswärtigen Künstlern geschaffen sind. So erfreuen wir uns eines Altars mit Bildern von Hans Baldung Grien und besitzen Holzskulpturen von Riemenschneider; gehören diese nicht eher in die Kunstsammlung? Und die hinwiederum besitzt Werke badischer Meister, die ihr wohl zukommen; stünden solche nicht besser in der badischen Altertümersammlung? Vielleicht wäre es zweckmäßig, wenn die hiesigen Sammlungen mehr Verkehr miteinander pflegen und in dieser Beziehung bestimmte Normen vereinbaren wollten. Allerdings dürfte das nicht nach dem einst von dem trefflichen Galeriedirektor

Lessing geltend gemachten Standpunkt sich richten, nach dem alles Schadhafte oder zerbrochene der Altertümersammlung und das Unverdorbene der Kunstsammlung zukäme. Vorläufig fährt vielleicht die Altertümersammlung am besten, wenn sie, wie seither immer, die Frage unbeantwortet lässt und Nutzen davon zieht, dass beide Institute unbekümmert nun einander jedes das eigene Interesse verfolgt und seine eigenen Wege geht.

Schwieriger gestalten sich die Verhältnisse dem Kunstgewerbemuseum gegenüber, das mit einer Altertumsammlung in noch näherer Verwandtschaft steht. Ich habe Gelegenheit gehabt die Entstehung und Entwicklung des Kunstgewerbemuseums persönlich zu verfolgen. Von den Anfängen der ersten Anstalt dieser Art, den Kensington-Museums in London von 1862, einer Schöpfung des deutschen Prinzen Albert, war ich einst selbst Zeuge; ihm folgten das Berliner Kunstgewerbemuseum, bei dessen Einweihung ich zugegen war, dann das Karlsruher und in immer wachsender Zahl die entsprechenden ansehnlichen deutschen Institute. Der Zweck war, durch Anschauung mustergültiger Werke verschiedener Herkunft aus allen Ländern und Zeitperioden die Kunstindustrie und den Geschmack des Publikums zu fördern. Das hätte zunächst am einfachsten durch Darbietung der neuesten Erzeugnisse der Kunstgewerbe aller



Völker, aber besonders der heimischen als Antrieb zur Nacheiferung geschehen können. Bald aber kam man darauf, dass zu tieferem Verständnis auch die Darstellung der historischen Entwicklung der kunstgewerblichen Ideen in verschiedenen Zeiten gehörte, man glaubte mit recht, auch die alten Stücke aus vergangenen Perioden, auf deren Studium die neuen Fortschritte beruhten, sammeln und ausstellen zu müssen und unvermutet, besonders wenn man das Einheimische begünstigte, geriet man in das Gehege der Altertümersammlungen und in Konflikte, von denen man sich z. B. in Stuttgart überzeugen kann und wie sie früher auch bei uns schon zu Bedenklichkeiten geführt haben.

Mir scheint die Berechtigung der Kunstgewerbemuseen in unserer mehr auf den praktischen Nutzen gerichteten Zeit, in der sie sich auch viele Popularität errungen haben, in zwei Fällen nicht zu bezweifeln.

Zuerst in Städten mit einer bestimmt ausgeprägten Kunstindustrie, welcher Vorbilder verschiedener Perioden innerhalb ihres Gebietes, auf das man sich zu beschränken haben wird, von ausschlaggebendem Nutzen sind. So besitzt Pforzheim mit Erfolg ein Kunstgewerbemuseum für Edelmetallindustrie, so Furtwangen ein solches für feinere Uhrmacherei, so Krefeld und Reutlingen (?) für das Textilgebiet usw.

Der andere Fall wurde mir vor Jahren in London klar gemacht, als ich dort in einen Saal des Britischen Museums, das vorzugsweise der Antike gewidmet ist, venezianische Gläser aufstellen sah. Auf meine Frage, ob denn damit nicht eine Konkurrenz mit dem Kensington-Museum zu befürchten sei, erhielt ich die bezeichnende Antwort: «O Herr, wir besitzen in London so viel Stoff, das wir damit 10 Museen, jedes wieder mit einem andern Gesichtspunkt, füllen könnten». Ist in einer Stadt wie London oder Berlin so viel Material vorhanden, dass man damit ruhig zwei und mehrere Museen, etwa das eine vom historischen, das andere vom industriellen Standpunkt aus geordnet, ausrüsten kann, so wird man sich darüber nur freuen dürfen.

Wo das aber, wie in den kleinen Städten, nicht der Fall ist, wird man, wenn man es auf etwas Größeres, Bedeutenderes abhebt, das u. U. auch der Stadt eine imponierende Sehenswürdigkeit verschafft, besser auf nur ein großes Museum bedacht sein, entweder auf

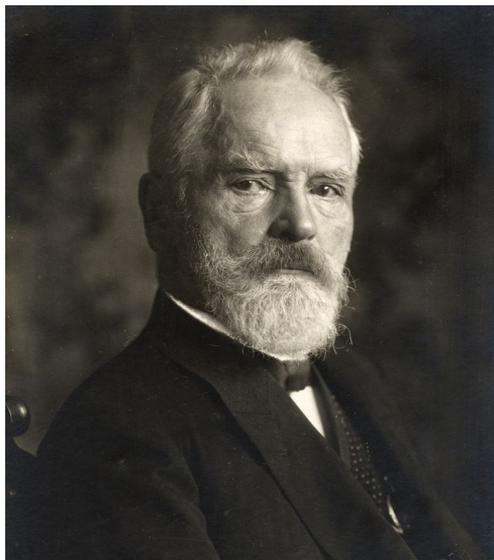


Abb. 3 Ernst Wagner um 1912.

ein Kunstgewerbemuseum, in dem man auch historische Entwicklungen, am liebsten heimische, studieren kann, oder auf eine Altertümersammlung, die, historisch geordnet, auch den Kunstgewerbeschaffenden die wünschenswerten Muster in lehrreichem historischem Zusammenhang bietet, oder in völkerkundlichem, wenn ihr auch eine ethnographische Abteilung angegliedert ist. Sie wird dann auch fremdem Gut ihre Tore öffnen können; was ist z. B. unsere sonst fremd anmutende antike Vasensammlung neben ihrer archäologischen Bedeutung anderes als eine Sammlung herrlicher Muster, an der auch der moderne Keramiker reiche Belehrung finden kann?

Was nun unsere Karlsruher Verhältnisse betrifft, so hat man seinerzeit als Motiv für die Gründung des Kunstgewerbemuseums die Erwartung ausgesprochen, dass zur Förderung zweier, wenn auch verwandter Anstalten in der Residenz mehr Mittel von verschiedenen Seiten zu erwarten wären, als nur für eine, deren praktischer Nutzen zunächst noch nicht so sehr in die Augen fiel. Die Erwartung hat sich bis jetzt insoweit erfüllt, als unsere beiderseitigen Institute teils schon lange, teils mit kürzerer Zeit über Raummangel zu klagen haben. (Einschub: Der damalige Direktor des Kunstgewerbemuse-

ums, den ich über den grundlegenden Zweck desselben befragte, legte mir nahe, er brauche es, um Material zum Anstellen von Stillleben für das Nachzeichnen seiner Schüler zu haben, und in den Karlsruher Familien wusste man es zu schätzen, dass es nun in der Stadt eine Sehenswürdigkeit weiter gab, zu der man seine Besuche führen konnte). Vielleicht läge ein guter Ausweg aus der gegenwärtigen Konkurrenz darin, dass beide mit der Zeit an günstigem Platz zu einem großen Museum vereinigt würden, das sich dann derart weiter ausbilden ließe, dass es die beiderseitigen Bedürfnisse Hand in Hand zu befriedigen fähig wäre. Ob es einmal zu diesem Ende kommen wird, wollen wir der Zukunft überlassen.

Vielleicht könnte sich der Gedanke zur Erwägung eignen, wenn, wie neuerdings verlautet, es zum Neubau eines Landesmuseums kommen könnte und das in den nächsten 10, 20 Jahren gedacht werden soll. In diesem Falle würde wohl auch die Frage in Betracht gezogen werden müssen, wie und wo die Unterbringung unserer Sammlung für Völkerkunde zu denken wäre. Sie hat sich seinerzeit aus sehr kleinen Anfängen entwickelt, es schien aber in unserer verkehrsreichen Zeit, in der wir durch die kolonialen Bestrebungen und die Erweiterungen des Handels ziemlich mit allen Ländern der Erde uns berühren, in einer aufblühenden Stadt wie Karlsruhe von bildendem Interesse, wenn auch geflissentlich nur in kleinem Maßstab, reale Bilder der verschiedenen Menschenstämme, ihrer Lebensweisen und ihrer Erzeugnisse zur Anschauung zu bringen. So hat sich die Sammlung allmählich erweitert, sie beläuft sich jetzt auf ca. 15.000 Stück und wird vom Publikum mit offensichtlicher Vorliebe besucht. Würde man dem Vorbild der meisten größeren Städte folgen, so erforderte die ethnographische Sammlung, die wenn man es darauf abheben wollte, sich nahezu ins Ungemessene erweitern ließe, ihr abgetrenntes eigenes Gebäude. Erwägt man aber,

dass eine heimatliche Altertümersammlung im Grunde auch eine ethnographische, eine für die heimatliche Volkskunde berechnete ist, und dass sich z. B., zwischen den heimischen Zuständen der Urzeit und der Erscheinung wilder, noch in der Steinzeit lebender Volksstämme, wie in Neuguinea, lehrreiche und anziehende Vergleiche ergeben, so wird man vielleicht doch gerne die beiden Abteilungen, die historische und die ethnographische oder geographische unter einem Dach vereinigt finden.

Wie nun aber ein neuzeitliches Museum zu bauen und einzurichten ist, hat man im Laufe der letzten Jahrzehnte vollauf kennen gelernt. Man braucht keine Prachtgebäude, aber einen außen einfachen, immerhin ansehnlichen, innen praktisch eingerichteten, vor allem überall von Licht durchfluteten Bau, wie er z. B. kürzlich für die Stuttgarter ethnographische Sammlung im sog. Lindenmuseum errichtet worden ist. Auf Einzelnes der Einrichtung einzugehen, würde zu weit führen, es ist nur etwa zu bemerken, dass man nicht nur Sammlungsgeräte braucht, sondern auch Verwaltungs- und Arbeitsräume verschiedener Art, Platz für eine einschlägige Bibliothek und Bildersammlung, Studierräume für Besucher und einen Hörsaal für öffentliche Vorlesungen über den Inhalt des Museums. Da dieser immer reicher und mannigfaltiger sich gestaltet, so muss notwendig auch die Zahl der der Wissenschaft und dem Publikum dienenden Beamten wachsen, denn Kulturgeschichte und Völkerkunde sind nach und nach so außerordentlich ausgedehnte Gebiete, dass eines Menschen Kraft für deren lehrhafte Bewältigung nicht mehr ausreichen kann.

Je mehr es gelingen wird, vom geistigen und auch materiellen Nutzen der Museen die Öffentlichkeit zu überzeugen, desto mehr ist zu hoffen, dass auch mit der Zeit allen diesen Bedürfnissen Genüge geleistet wird.

\* Transkription des handschriftlichen Manuskripts durch Brigitte Heck.  
Unterstrichungen aus dem Originaltext entnommen.

### **Bildnachweise:**

Abb. 1: Wagner 1911, 445.

Abb. 2: Badisches Landesmuseum, Foto: P. Gaul.

Abb. 3: Stadtarchiv Karlsruhe, Archivsignatur 8 PBS III 1655.